

Zeitung für Anhalt und Thüringen. Nr. 213

Bezugspreis...

monatlich 2 G.M., bei Anhalt...

Halle-Saale

Anzelngeltes: 8 Spalten...

Verlagsanstalt Berlin...

Sonnabend, 10. Sept. 1927

Stresemann redet in Genf

Der ewige Optimist

Genf, 9. September.

Um 10.45 Uhr wurde die heutige Nachmittagssitzung...

Reisungsminister Dr. Stresemann

Es führte u. a. aus: Aus der Debatte der letzten Tage...

Es war kein Geringeres als der Außenminister Frankreichs...

Ich darf mich in dieser Beziehung nur den Erklärungen...

Gewiß sind wir uns klar darüber, daß die bisherigen Methoden...

Es ist allgemein bekannt, daß für die bisherige Toga...

Man hat es behauptet, daß bisher so wenige Staaten der...

Die Ausführungen Dr. Stresemanns, die jetzt eine halbe...

Die Ausführungen Dr. Stresemanns, die jetzt eine halbe...

Das Ringen um die Luftherrschaft

II.

Von

Lord Thomson of Cardington

Es ist eine eigentümliche, aber durchaus beachtenswerte...

Luftherrschaften sind zum Teil ein oligopolistischer...

Die Intention die Luftpropaganda in Russland ist...

Russland hat andererseits die militärische Luftherrschaft...

Die Zeit muß lehren, ob Russland den sich aus in der...

Stalien hat ein in vieler Beziehung dem englischen...

Stalien hat ein in vieler Beziehung dem englischen...

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

Explosions- Unglück bei Magdeburg

Ein Granatzünder verflümmelt 15 Schulkinder

Burg bei Magdeburg, 9. September.

Auf einem Ausflug, den die hiesige Schule heute morgen zusammen mit ihrem Lehrer und ihrer Lehrerin machte, ereignete sich ein furchtbares Unglück. Auf dem Wege zwischen Detersbagen und Gohraun, auf dem sich früher eine Munitions-Vorratsanstalt befand, explodierte plötzlich der Zünder eines Artilleriegeschosses, wodurch im ganzen 15 Kinder durch Sprengstücke teils leicht, teils schwer verletzt wurden.

Von unserem Magdeburger Korrespondenten erfahren wir hierzu noch folgende Einzelheiten: Heute morgen gegen 7 Uhr

Verschiedenen Schulkinder machte es nun Spaß, einige der Eisenstücke aufzunehmen und sie zu untersuchen. Ein Schüler fand einen Zünder, an dem der Lehrer dem Knaben den gefährlichen Fund abnehmen konnte, worauf dieser den Zünder beiseite. Witten unter den Schulkindern erfolgte plötzlich eine gewaltige Explosion, und die Kinder wurden von einer Kanflergeriffen und schrien laut um Hilfe. Als sich die Rauchwolke, in die die Kinder geflücht gewesen waren, verzogen hatte, mußte der Lehrer feststellen, daß achtzehn seiner Schölinge verletzt waren.

Die Lehrerin blieb bei den Kindern, und der Lehrer fuhr auf einem Fahrrad zur nächsten Telefonstation und benachrichtigte von hier aus das hiesige Krankenhaus, das auch

Der Sommerausflug des Reichspräsidenten in Bayern



Reichspräsident von Hindenburg, der seinen Sommerurlaub in Dietramszell verlebte, flattete dem nahegelegenen Bad Loh seinen Besuch ab, das ihm als erste Stadt Glühwürmche zu seinem bevorstehenden 80. Geburtstag auspräht.

unternahm der Lehrer Heutzel zusammen mit einer Lehrerin der Schule in Burg mit 40 Kindern einen Ausflug in die nähere Umgebung. Die Kinder, die sich des wunderbaren Tages freuen und frühlich Spielplätze fanden, langten schließlich auf dem sogenannten Ziefelde, das zwischen Detersbagen und Gohraun liegt, an. Auf diesem Gelände befand sich früher eine Munitions-Vorratsanstalt, in der nach dem Krieges Gefährlichkeit zerlegt wurde. Die Gefährlichkeit, die nach dem Zerfall der Anlage hier brennend werden mußten, wurden auf dem Ziefelde zur Explosion gebracht, so daß sie zunächst unbrennbar gemacht, dann aber wieder verarbeitbar wurden. Das Ziefelde selbst ist jetzt noch durch die Explosionen vollständig zerstört und mit größeren und kleineren Eisenstücken bedeckt.

sofort mehrere Autos mit Verletzten und Krankenwärtinnen an die Unfallstelle entsandte. Der hiesige Arzt Dr. Gropf leistete mit seinen Helfern die erste Hilfe, der Band die Kinder und ließ sie dann ins Krankenhaus überführen, wo ein großer Teil von ihnen in Lebensgefahr schwebt.

Lehrer das Unglück selbst konnte bisher ein genaues Urteil noch nicht gefaßt werden. Nur soviel steht fest, daß das Unglück durch die Explosion des Artilleriegeschosses hervorgerufen worden ist. In den Nachmittagsstunden wurde eine Untersuchungskommission an der Unfallstelle, um den genauen Hergang der furchtbaren Katastrophe in allen seinen Einzelheiten zu ergründen.

Jack Dempseys Glück im Unglück

Ein unpopulärer Held — Im Kriege Driebeberger — Wird Dempsey siegen?

New York, Anfang September.

Heldenverehrung ist eine eigentümliche und oft schwer verständliche Erscheinung. Keine noch Carlisle, würde er am Ball Dempsey seinen Scharfzinnen nennen. Ich Dempsey ein Held? Nach amerikanischen Begriffen ist er es. In der neuen Welt, wo die Massen sich zur Heldenverehrung hinneigen und ihrer ganzen Lebensenergie und Geistesanstrengung nach an dem einen übertragende, als Heldenbelegungen bewundern, erwidert man Selbsten, fragen wir nicht am leichtesten, aber am besten auf dem Gesicht des Sports die berühmten Namen der letzten Jahre, wie Helen Wills, Gertrude Bevier, Eileen, Helen Jones, Lindbergh und vor allem George Dornan, steht, der Vorsehung, die tätigen die. Man müßte Jack Dempsey, den Doppelmeister, also auch in dieser Reihe nennen. Und doch darf er in diesem Zusammenhang nicht erwähnt werden. Zum selben gehört schließlich nicht allein Verdrängtheit, sondern auch Beliebtheit, doch beliebt nur Dempsey nicht. Er wird es vielleicht jetzt werden. Das ist auch so eine eigene Sache. Im Kampf seines Ruhmes war der Weltmeister fast unpopulär, jedenfalls kein Volksheld, nun aber, nachdem er von der einmaligen Höhe, auf der er stand, herabgefallen ist und sich nunmehr wieder den Weg zum Weltmeistertitel zu bahnen sucht, beginnen sich die Sympathien der breiten Massen ihm zuzuwenden. Wird man je das Rätsel der Heldenverehrung ergründen?

Jedenfalls darf man feststellen, daß es vielleicht nie einen so unpopulären erfolgreichen Boxer in den Vereinigten Staaten gab wie Jack Dempsey. Die Gründe des Mangels an Popularität? Man kann sich vorstellen, die eine oder andere Ursache aufzuführen, eine ausreichende Erklärung wird man nie finden, weil so und soziale Momente es als selbstverständlich hätten erscheinen lassen, wenn Dempsey sich ungeachtet Beliebtheit erfreut hätte. Als einer der Gründe seiner Unpopularität wird ihm Begegnung im Kriege bezeichnet. Dempsey ist ein Driebeberger, ein alter Kämpfer zu sein, sollte mittels, furchtbar, schlief sein, wie viele Leute behaupteten? Was wahr ist an dem einen oder anderen, wird sich nie einmündig konstatieren lassen, aber sicher ist, daß Dempsey zur Zeit seiner Weltmeistertitel unpopulär war, und daß er nach seiner Niederlage im Kampf gegen Gene Tunney, der ihn den Weltmeistertitel kostete, in der Haltung der Bekanntheit zu steigen begann.

Das größte Interesse für den ehemaligen Weltmeister trat bereits im letzten Winter auf, als die Zeitungen spaltenlange Berichte und Schilderungen aus Dempseys Trainingslager brachten, die vom Publikum mit größtem Interesse gelesen wurden. Allmählich traten die Sympathien für Dempsey vor dem Kampf mit Jack Sharkey, dem Dempsey vor der Begegnung mit dem jetzigen Weltmeister Tunney überwinden mußte, hörte man an allen Orten, in der Straßenbahn, im Gasthaus, im Omnibus, im Warenhaus, im Freizeitanal, im Wartezimmer der Kinos, in Familien von Männern, Frauen und Kindern, alt und jung, eine lange Frage: „Wird Dempsey siegen?“ und nach

dem Sieg über Sharkey, den mehr als achtzigtausend Leute im Yankee-Stadion sahen und Millionen Menschen, die dem Kampfbericht mit Radiohören am Kopf dienlich gelauscht hatten, auf den höchsten Wege vernahmen, jubelte alles: „Dempsey hat gesiegt!“

Für die Wagnernart ist Dempsey wieder eine allereerste Glanznummer. Im Yankee-Stadion wurde am Abend des Kampfes Dempsey-Scharkey mehr als eine Million Dollar an Eintrittsgeldern eingenommen, obwohl ein New Yorker Gesetz bestimmt, daß keine Eintrittskarte mehr als 27 Dollar 50 Cent kosten darf. Natürlich erhofft sich der geschäftstüchtige Manager Tex Rickard vom Entscheidungsmatch zwischen Dempsey und Tunney einen noch größeren Gewinn, erstens weil das Interesse des Publikums noch gewaltiger sein wird, zweitens weil der Kampf nicht in New York, sondern in Philadelphia oder Chicago stattfinden soll, wo größere Stadien vorhanden sind, und drittens, weil es dort kein die Höhe der Eintrittspreise beschränkendes Gesetz gibt, so daß Tex Rickard auch bis fünfzig Dollar und mehr geben kann. Das Publikum wird daran keinen Anstoß nehmen; denn es handelt sich um die Weltmeistertitel, und da spielen ein paar Dollar keine Rolle und schon gar nicht, wenn man Jack Dempsey kämpfen sehen will, der endlich doch ein populärer, ein Volksheld zu werden scheint.

Mit der Braut entflohen

Im Padelboot ins Harzgebirge.

(Telegraphische Meldung.)

Berlin, 8. September.

Zeit acht Tagen ist ein 24 Jahre alter Mann namens Paul Schumann, der wegen verschiedener Straftaten von der Kriminalpolizei gesucht wird, verschwunden. Schumann war seit einem halben Jahr Exzident in einem Lederwarengeschäft. Trotz scharfer Aufsicht gelang es ihm wiederholt, heimlich Waren entlich zu bringen und einem Freunde, der ein kleines Geschäft betreibt, zu verkaufen. Mittlerweile machte er Feste zurecht, die dann dem Freunde ausgestellt wurden, in anderen Fällen überdachte er selbst die untergeschlagenen Waren. Vor acht Tagen folgte er einem Schied der Firma, erholte den Betrag von 4800 Mark und verschwand. Wie die Ermittlungen ergaben, hatte Schumann mit dem Gelde in der Tasche seine Braut ab und fuhr mit ihr in einem Padelboot, das er auf der Obersee liegen hatte, davon.

Seit fanden bisher in der Nähe von Garzberg ein verzeintes Padelboot und haben es. Es wurde als das des hiesigen Schumann festgesetzt. Darin lagen noch zwei Rademittel, 10 Pfaffen Saugpapier und einige andere Sachen. Man vermutet, daß Schumann seine Braut sitzen gelassen hat und verjungen wird, von Hamburg aus auf einem Dampfer zu entfliehen.

Jugendleistung bei Ansbach

(Telegraphische Meldung.)

Ansbach, 8. September.

Bei der Einfahrt in die Station Oberbachheim entgleiste am Donnerstagabend der D-Tag Damburg-München aus bisher unbekanntem Ursache. Die

Maschine, der Hochwagen und zwei Personennagen stürzten um, während die weitere Besetzung entgleiste. Mehrere Menschen wurden verletzt.

Schwere Wolkenbrüche in Württemberg

(Telegraphische Meldung.)

Stuttgart, 8. September. In verschiedenen Teilen Württembergs und Südbadens sind gestern schwere Wolkenbrüche und Hagel. Besonders schwer betroffen wurden verschiedene Ortschaften des Neckar- und Stettinlandes, wo es auf Straßen und Fluren große Heberschneemengen gab. Das Wasser rann verheerend in die Häuser ein. In Ötlingen lösten sich in einem Gipfelsturm infolge des starken Regens Schmelzen los, wobei ein junger Mann auf einem Felsen tödlich getroffen wurde, einen Schädelbruch erlitt und sofort tot war.

Mord an einem amerikanischen Soldaten

Nach neun Jahren aufgefacht.

(Telegraphische Meldung.)

Paris, 8. September.

Das Verschwinden eines amerikanischen Kriegsveteranen im Juli 1918 hat jetzt eine sensationelle Aufklärung gefunden. Den Nachforschungen der Angehörigen ist es gelungen, festzustellen, daß der Amerikaner von seinem Vorgesetzten, einer in Verdacht im Gebiet von St. Die nachgehenden Witten, ermordet worden ist. Die Leiche des Mannes hat gefunden, daß sie dem Soldaten im trunkenen Zustand die Kehle mit 500 Dollar aus der Rocktasche herausgeschnitten hatte, worauf dieser von ihrer Mutter ermordet worden sei. Der Leichnam sei verscharrt worden.

Streikschlacht in Newyork

Newyork, 8. September.

Während des Streiks der Luftfahrzeugführer kam es zu Zusammenstößen zwischen der Polizei und den Streikenden. Die streikenden Gewerkschafter bewarnten die Straßen und Bürgersteige aus mit Eisen mehrere Zoll, wegen der unter polizeilicher Aufsicht von Streikenden in das Stadtbüro gebracht wurden. Die Polizei ging außerordentlich scharf gegen die Streikenden vor, gab eine Reihe von Schüssen ab und nahm zahlreiche Verhaftungen vor.

Das Sittenstrengere Ungarn

Budapest, 8. Sept. Das Ungarische Gericht hat auf Grund der Sittenverletzung einen jungen Mann, der zwei Mädchen auf der Straße angeprochen hatte, zu 8 Tagen Gefängnis und 40 Kräng beurteilt. Das Jugendministerium hat nunmehr das Urteil als oberste Appellationsinstanz bestätigt.

Rund um die Welt

Geiern vorhin wurde einem Boien des Frankfurter Messians an der Schollerhalle der Reichstag in Frankfurt (Main) eine Weltkarte mit 18000 Mark Wert, die er neben sich gelegt hatte, entwendet. Der Täter konnte nicht ermittelt werden.

In dem Refektorium des amerikanischen Dampfers „President Garbini“ ereignete sich gestern Abend eine Explosion, wobei drei Mann schwer verbrüht wurden. Einer der Verletzten ist bereits gestorben.

Geiern nach noch in Alharinaberg im Erzgebirge ein Großfeuer aus, dem sechs Häuser, sowie das gesamte Lager der Verkaufsgenossenschaft der Katharinenberg Spielwarenindustrie zum Opfer fielen.

Der Bürgermeister von Sevilla hat sich im Verein mit allen lateinamerikanischen Konsulen an das Vizekonsulat gewandt und für Donna Blanca de los Rios, die sich um den Weltkrieg und die Einigung der spanischen Rasse sehr verdient gemacht hat, den Nobelpreis gefordert.

Wie aus Moskau gemeldet wird, drohen in dem fernöstlichen Gebiet neue größere Unruhen. Die dortigen Stände, die sich gegen die Einigung der spanischen Rasse sehr verdient gemacht hat, den Nobelpreis gefordert.

Wie aus Quebec berichtet wird, haben der King der Wales und King George gestern am Bord der „Empress of Scotland“ ihre Rundreise nach London angetreten.

Wie aus Catania berichtet wird, wird die holländische Schiffsahrt durch die politischen Verhältnisse an der dinesischen Küste sehr beeinträchtigt. Am Ausgang sind alle holländischen Schiffe von Günseln angehalten worden. Wegen der Verletzung eines niederländischen dinesischen Bootes mußte der Kapitän eines holländischen Dampfers 300 Dollar Buße zahlen.

In London wurde auf einer Kuktion eine Briefmarkensammlung des Baron Nikolus II. versteigert. Der von dem Kaiserin gegebene Preis von 15000 Mark wurde nicht erreicht. Das Höchstgebot betrug nur 8000 Mark.

Wetterbericht

Wetterbericht des Reichs Wetterdienstes, Norddeutsches Reich.

Wetterbericht des Reichs Wetterdienstes, Norddeutsches Reich.

Das atlantische Tief ist jetzt noch dem holländischen Nordwesten zugezogen. Auf seiner Südseite haben wir daher bei uns die stärksten südlichen Winde überaus trübend und mäßig warmes Wetter. Bisher schlage Helen bisher nur vereinzelt und in geringer Menge. Ein neues Zentrum scheint sich auf dem Meer nordwestlich von Westphalennien zu entwickeln. Es dürfte bei einer zu erwartenden Wärmehöhenlage des abgedrückten Hochs ein gutes Wetter noch für einige Tage zu bringen und einmündig konstatieren lassen, aber sicher ist, daß Dempsey zur Zeit seiner Weltmeistertitel unpopulär war, und daß er nach seiner Niederlage im Kampf gegen Gene Tunney, der ihn den Weltmeistertitel kostete, in der Haltung der Bekanntheit zu steigen begann.

Ausflügen bei Sonntag abend: Unruhiges, mäßig warmes und mäßig warmes Wetter, zeitweises Regen.

Druck und Bertrag von Otto Schiele.

Leiter der Redaktion: Adolf Bismarck.

Chef vom Dienst: Harry Erwin Weindorf.

Verantwortlich für den Inhalt: Adolf Bismarck. Druck und Unterhaltung: Harry Erwin Weindorf. Für den Inhalt: Dr. Paul Bismarck. Für den Druck: Dr. Paul Bismarck. Für den Vertrieb: Dr. Paul Bismarck. Für den Vertrieb: Dr. Paul Bismarck. Für den Vertrieb: Dr. Paul Bismarck.

Unterhaltungs-Beilage

Der Feueraffe

ROMAN VON
NORBERT JACQUES

COPYRIGHT BY „DERZEITUNGSROMAN“, BERLIN W9
(NACHDRUCK VERBOTEN)

Mit diesen Worten wollte er sich schon auf die Beine machen, das Zimmer verlassen und Hilfe suchen. Aber das gesprungene, von gehässiger Schadenfreude getragene Lachen klang an, das er mittags schon aus diesem Mund gehört hatte.

„... Heng, heng, heng...!“

Es nagelte ihn an die Stelle fest.

„Sie irren sich über den Aufenthalt Ihres Onkels,“ sagte rasch der Fremde. „Er ist nicht oben. Er ist unten. Beim Teufel, mein Herr. Wenn es aus Ihrer Kupfergrube einen direkten unterirdischen Weg in die Hölle gibt, durch den er sich retten konnte.“

„Wetten?“ rief Kaspar. „Wozu retten?“

Kaum hatte er das gesagt, so erklangen draußen Schreie. Sie mischten sich in ein wildes Gebrüll auf. Weiberkläpfe erschienen an den beiden offenen Fenstern. Mit den Händen an die Gitter getraut, zogen sich die Weiber draußen hoch und johlten herein. Das Licht der Lampe bestrahlte sie mit einer verhöhlten Wäute. Was johlten sie? Was wollten sie? Weshalb schrien sie: „Mörder“!? Immer das eine Wort: „Mörder“!? Und zwischen ihnen das angstgestohene, gestammelte Gröhlen des Wahnsinnigen trieb wie Keulenschläge den Auf: „Feueraffe“ aus dem wüsten Durcheinander. Bald bemerkte Kaspar, daß die Weiber zugleich weinten und schrien. Der Fremde machte ihnen Zeichen. Das erkannte Kaspar trotz des Trubels und der Betäubung, in die von der Pflöchlichkeit und Majerei des Auftritts sein Bewußtsein geraten war. Eine dumpfe Ahnung brach in ihm an... der Stollen bei dem Erdbeben zusammengefallen... alles tot... auch der Onkel.

Un'euwikt prekte er das Familienbuch an seinen Leib, wie um Schutz zu suchen. Wobor Schutz suchen? Vor diesem fremden Eindringling? Was wollte der hier? Was suchte er hier? Ging es ihn etwas an, was im Dorf oder in diesem Haus geschah? Weshalb stand er plötzlich da in einer solchen Stunde der Zweifel, Qualen, Ungewissheiten und Wendungen wie diese hier? Zwischen ihm und der Horde an den Fenstern... was hatte er bei dem Unheil zu suchen, das sie alle angefallen hatte?

Kaspar lehnte sich auf gegen den Unberücksichtigten, Zweifelhafsten. Er trat, das Buch an sich gepreßt, vor und rief ihm zu:

„Weshalb sind Sie hierhin gekommen?“

Der Fremde sah ihn nur gleichmütig und nebensächlich an. Draußen wurden die Menschen immer ungebärdiger und bandenloser. An der stummen Verächtlichkeit des frechen Unbekannten wuchs der Grimm in Kaspars Blut. Er sprang nahe an ihn heran, das Buch in beiden Händen wie eine Waffe; er wollte ihm in die Augen schauen, drohend... doch die fremden grünen Augen schauten flackerig beiseite. Da schrie Kaspar ihm ins Gesicht:

„Was suchen Sie hier!?“

Als Kaspar so nahe an dem Gesicht des Fremden war, schlug eine Welle Brandweindunst ihm in die Nase. Kaspar hielt angedrückt die Hand vor.

Doch der Niegesehene machte mit der Linken eine Bewegung, nicht wichtiger, als wenn er etwa einen Hodelspan von einem Tisch wischte, auf den dieser nicht gehörte... eine kurze, aber langsame und wiederum wie nebensächliche Bewegung. Während seine Augen mit einem Schein, als seien sie plötzlich zu einem trüben Eis gefroren, unmittelbar an Kaspars wütendem Blick vorbeischaute, sagte er gelassen:

„Sie!“

Langsam zog er aus der Tasche der kurzen Windjacke, die er trug, einen großen Revolver.

In Kaspar ging etwas Wertwürdiges vor. Er fürchtete weder den Mann mehr noch seine Waffe. Er fuhr ruhig mit seiner Hand, die das Buch losließ, nach dem Armgelenk, das die Waffe emporrückete, und bog es mit einer schnellenden Kraft und Plinkheit in die Höhe. Ein Schuß krachte los... irgendwohin in die Decke, in eine Wand...

Aber nun geschah es, als ob dieser Schuß ein Signal gewesen sei. Von draußen flogen Steine herein. Einer traf den Fuß der Lampe. Sie stürzte von der Platte des Sekretärs ab auf den Fußboden, zerschellte mit einem lauten Knall, erlöschte einen Augenblick, aber im nächsten hüpfen Duzende von Flämmchen in dem Fell auf, auf das sie gefallen war. Die Flämmchen klossen in Kringeln auf dem Boden weiter. Es war jetzt finster in dem Zimmer. Nur um die hüpfend sich verbreitenden Flämmchen lagen schwache Lichtkreise. Das Gelenk des Fremden hatte sich aus Kaspars Hand losgerissen. Die Waffe polterte auf den Boden. Kaspar sah den Unbekannten nicht mehr. Er selber stand im Dunkeln und wandte sich gegen das Fenster. Er hörte ununterbrochen Steine ins Zimmer prasseln. Unbewehrt blieb er stehen.

Da traf ihn mit großer Festigkeit ein Stein an den Hals. Das Geschloß flog wie der Griff einer eisernen Klauke unmittelbar ihm auf die Kehle. Es war Kaspar, als verlöre er die Luft zum Atmen. Er wollte sich niederwerfen, Luft vom tiefen Boden aufschöpfen, um nicht zu ersticken. Doch der Anfall ging rasch vorüber. Die Steine hörten auf, im Zimmer umherzuprasseln. Der Lärm erscholl nun im Flur. Ein Fußtritt donnerte an die Tür. Sie flog auf, traf Kaspar, der dahinter stand. Ein Kubel von dunklen Gestalten schloß ins Zimmer, gestoßen von einem bellenden Gebrüll und Gejohle, warf den Tisch in der Mitte um... er fiel in das Feuerbächlein und die Flämmchen spritzten auseinander, verhundertsachten sich... Stühle zertrümmert, Menschen wälzten sich auf dem Boden. Flüchteten schreiend vor dem Feuer oder hieben blind mit den Stuhlresten in die Finsternis oder auf einander und in die zuckenden Feuer auf dem Boden. Um Kaspar kümmerte sich scheinbar niemand mehr.

Da hielt er das Buch mit beiden Händen vor die Brust und prekte sich in den Knäuel hinein, der die Tür verstopfte. Er stieß mit der schmalen, stählernen Kraft seiner jungen Glieder hinein, würgte sich durch, machte sich Luft und stand im finstern Flur. Neu hereinströmende in der Undurchsichtigkeit anstoßend, gelangte er auf die Haustür zu, deren breite Öffnung in der Dunkelheit wie ein Rahmen leuchtete, auf den eine um wenige Punkte blässere Helligkeit als die Finsternis im Flur gespannt war.

Nach ging er die Haustreppe hinab. Er stieß Kinder an, die ängstlich hier am Rand der gewaltigen Geschehnisse festgehalten standen, und während der wilde Lärm sich durch das ganze Haus verbreitete, lief er über die Steinfliesen, die den Weg bis zum Tor und auf die Straße bildeten. An dem einen der eisernen Torflügel hing der Wahnsinnige. In der Dunkelheit erkannte Kaspar, vorüberstehend, den Körper ins Unheimliche und Verzerrte vergrößert. Er hing an den kunstvoll geführten Eisenstäben angeklammert wie an einem Kreuz und gröhle, von einem tollen Jammer geschüttelt, sein Wort gegen das aufgeregte Haus. Das einzige Wort, das er aus dem verfinsterten Einbruch in seinem Gedächtnis für den Rest des Lebens hatte: „Feueraffe...“

*

Unter dem Rufe dieses Namens verließ Kaspar das Dorf und die Heimat. Ihm wollte das nicht als etwas Willkürliches erscheinen. Die Wege kannte er. Er hatte sie im Blut von der Knabenzeit her. Er fand sie auch nachts, ohne hinzuschauen. Er ging einen jungen, regelmäßigen Schritt zwischen den Häusern durch, die beiderseits finster lagen und wie tot. Alle waren tot, einerlei ob sie als Ruinen dalagen oder unter Dächern standen. Es regnete nur mehr zahm. Am Moor kam er vorbei. Es lag in Finsternis eingedeckt. Kein Gespenst schaute ihm daraus nach. Dann hatte er die Versuchung von sich zu weisen, zum letzten Male die Stätte seines Blutes zu besuchen, die Ruinen der alten Lauburg.

„Nein, nein!“ sagte er laut vor sich hin und schritt aus. Nur wo dann der Pfad hinter dem Moor umbog, der zu ihnen führte, tat er drei Schritte hinein, drei Schritte, bloß um Abschied zu nehmen von ihrem geweihten Geist und der Heimat, aus der er vertrieben worden war.

Kaspar sann nicht nach, was ihn vertrieb.

„Mein Leben habe ich für sie eingesetzt heute Mehr kann man nicht. Zu mehr langt es keinem Menschen. Ich gehe weiter!“ sagte er leise vor sich hin.

Alles war ihm gegenwärtig. Wie der nie Gesehene plötzlich im Zimmer war, seine gleichgültige Stimme, die Waffe . . . die Flämmchen. Er schaute rückwärts in die Richtung des Laufschen Hauses. Doch es war dunkel in der Nacht . . . ja, die fliehenden Flämmchen . . . wo ist ihr Wächlein gemündet? . . . Daß der Stollen zusammengestürzt war und alle, auch den Onkel, erschlagen hatte. Ja, alles war ihm gegenwärtig. Doch nicht anders wie die dunklen Länderstreifen, die rechts und links der Straße, die er ging, sich in die Nacht bogen und ihn wohl oder übel begleiteten, ohne daß er sie darum hat. Gewiß, so war ihm gegenwärtig, was dort unten geschehen und liegen geblieben war. Es war mit ihm auf dem Weg, jedoch nur wie in einer Notwendigkeit, die ohne Absicht für ihn war.

Jetzt kam der kleine Wald, dann bog die Straße weit hinauf, und droben hätte er, wenn es Tag wäre, zum letzten Male sein Elternhaus sehen können und die Ruinen seiner Burg und der Burg seines geistigen Vaters Thill Kaspar. Der wars. Dieser alte Thill Kaspar vertrieb ihn, der Fiskultier, der Abenteurer, der Konquistador! „Konquistador . . .“ sang Kaspar pompös nochmals. Also, was ihn vertrieb, hatte er nicht außerhalb zu suchen. Es sah drinnen in der Brust. „Der Feueraffe ist mir erschienen . . .“ sinnierte er lustvoll, der in einer symbolischen Sage aufbewahrte Geist seines Geschlechtes. Deshalb konnte man, was ihm geschah, auch nicht mit „Vertreiben“ bezeichnen. Der Terminus war falsch. Er wurde „fortgezogen“. „Ha, ha, ha . . .“ ja — es war die Sehnsucht, die ihn zog.

Als er das Wäldchen unter sich hatte und am Berggang der Höhe zuschritt, gewahrte er den Feuerschein drunten im Tal, wo das Dorf lag. Er erschrak nicht. Er wußte es ja, und es war ja auch niemand mehr da für das Haus. Wäldchen hatte ihr Plätzchen im Stift lange schon ersehnt. Alle andern tot. Fort! Bald sah er hinab in das schluchtartige Tal, vollgestopft mit der düsteren Räte der Feuersbrunst seines Sternhauses, die unter dem sanft sprühenden Regen dumpf, dunkel und langsam ihr Werk verrichtete.

Die Wunde, die der Steinwurf Kaspar am Hals beigebracht hatte, brannte ihn auf einmal heftig, wie der Biß eines Kampirs. Aber er hielt den Schritt nicht an. Die Augen nicht lösend von dem Feuerhaufen drunten, marschierte er streng weiter. Ja, eine sanfte, sanfte Dings zufüllende Wehmut nahm ihn bei der einen Hand und ging mit ihm hinauf, davon. Morgen wird er den Vampirbiß des heimatischen Steines nicht mehr spüren. In einer Woche wird die Wunde verschwunden sein. Ja, dort unten ist alles laput und tot, damit er unbelastet in die Freiheit kam.

So geht er weiter. Bis die Straße die Hochebene erreicht. Bis er nur mehr den Widerschein des verlockenden Hauses über dem Rand der hohlen Erde sieht. Bis auch dieser hinter den Senkungen verschwunden ist. Bis ihm das Dahinschreiten ist wie der Auftrieb eines Luftballons, der sich in der heimlich um ihn aufsteilenden Nacht in seiner Seele gebildet und gefüllt hat. Er hat von der Heimat nichts mehr wie den Lederband, in dem die Geschichte seiner Familie verzeichnet sind, und er drückt ihn an sein Herz, als sei er sein Sohn, mit dem er in die Welt zieht, eine neue Heimat suchen.

Wie lange geht er so durch die Dunkelheit, verloren an das vor ihm? Einmal kommt er in ein schlafendes Dörfchen. Die Kirche ist weiß getüncht und leuchtet wie eine kleine Burg in dem Gang, in dem das Dörfchen gebaut ist. Die Häuschen sind klein, aus unverschmierten Schieferplatten aufgeschichtet, sind dunkel und liegen wie schlafende Tiere in dem schrägen Plan. Er schaut aber kaum hin und geht durch. Der Regen ist fortgezogen. Am Himmel, vor dem Mond im dritten Viertel, wandern schattige Scharen schwer gehäufter Wolken.

Er geht, so wie sie gehen, und die Morgenröte kommt. Er geht jetzt ostwärts geradezu in sie hinein. Da erinnert er sich eines herrlichen und wunderbaren Zustandes, den er letzten Winter in Nachen gehabt hat. Er war einmal in der Oper gewesen, und eine prachtvolle junge und welchhätige Frau mit reichen goldenen Locken hatte eine Arie gesungen: „Mein, Romeo, dies Bißt ist nicht das Tageslicht . . .“

Und Kaspar, im Gehen, sang die Arie, als habe er süß die Nacht durchblüht mit Geliebten, die sanfter und heißer waren, als es jemals Menschen zu sein vermögen, und als wollte er diesen Zustand nicht beenden. Der rote Schein der frühen Sonne brannte dabei in seine Augen, überschwemmte die hohen strengen Gelände wie sein eigenes verfließendes Herz. Durch manche larken, harten Dörfchen kam er, die ginsterrumbüht waren, und gegen Abend in ein Städtchen. Da war er müde. Er trat ein in den ersten kleinen Gasthof und setzte sich an einen Tisch. Die Chronik legte er vor sich hin und bettete seinen Kopf darauf, und so schlief er gleich ein, eine Wange auf dem Buch, die Arme herabgesunken. Gäste saßen um ihn herum. Sie neckten ihn und schwatzten über ihn. Er aber merkte nichts mehr. Er schlief und schlief. Die Gäste gingen alle

mächtig. Auch der letzte. Niemand blieb in der Wirtsstube, nur ein Mädchen, wohl die Tochter des Wirts.

Sie war blond, mit roten, wohligh besaumten Waden und hatte graue Augen, so grau wie die Schieferfelsen in der Fisel, mit blauen und violetten Lichtern durchspielt. Das Mädchen war groß und stämmig. Prall hob sich sein Busen in der blauen, sauberen Weimbluse, vor die ein weißes Schürzchen angeheftet war.

Das Mädchen schaute eine Weile auf den Schlafenden. Es stand nahe bei ihm. Mit seinen großen, grauen Augen maß es die übermäßig schlante, gertige Gestalt des fremden Jünglings. Der Kopf lag jetzt seitwärts. Ein blonder Flaum schattete auf der Oberlippe, nie berührt.

„Diesen Mund,“ sagte das Mädchen, „hat noch keine geküßt. Sicher nicht.“

Da bemerkte es feilich des Kehlkopfes die Wunde, die der Steinwurf dort verursacht hatte, und brachte gleich die Müdigkeit des unbekanntes Gastes mit ihr und mit einem bösen Abenteuerer zusammen. Die Blut seiner Adern dämpfte das Mädchen unter einem warmen Mitleid, und seine kräftige Hand fuhr in einer unwillkürlichen Lieblosung voll Anteilnahme an die wehe Stelle.

So erwachte Kaspar.

Er richtete sich rasch auf, war einige Augenblicke erstaut und schaute auf sein hartes Kopfkissen. Er fühlte die Ranten des Lederdeckels auf seiner Wange mit einem wohligen Brennen abgezeichnet. Dann sah er das Mädchen und lachte es freundlich an. Es setzte sich zu ihm.

„Das war schön! Ei, war das schön!“ sagte Kaspar.

„Der Schlaf?“ fragte das Mädchen.

„Gewiß, der Schlaf,“ antwortete Kaspar.

„Du hast eine Wunde am Hals? Hast du ein Abenteuer gehabt oder ein Unglück?“ fragte das Mädchen. Sie sprachen den Fiselndialekt und nannten sich deshalb „du“.

„Nicht der Rede wert,“ sagte Kaspar leichtsin und lächelte herzlich.

„Ist das Buch dein ganzes Gepäd?“ fragte das Mädchen.

Kaspar schaute das Buch mit einem einzigen Blick an. Erst nach einer Weile bat er: „Kannst du mir ein Papier geben, damit ich es einpacte?“

„Gewiß,“ sagte das Mädchen, und holte Papier und eine Schnur.

Während Kaspar das Buch einpactete und die Schnur zu knote, besann er sich plötzlich und rief: „Habe ich denn was gegessen?“

„Nein, o nein, du bist gleich eingeschlafen,“ lachte das Mädchen lebhaft zurück.

„Eben,“ sagte Kaspar, „ich habe solch einen Hunger, weißt du.“

„Ich kann dir rasch was geben.“

Schon ging das Mädchen. Es wandte sich nochmals um, und ihn ganz in ihre großen heisenden Augen nehmend, sagte es noch: „Sie sind schon alle so saftig.“

„Ja,“ nickte Kaspar.

Aber das Mädchen hatte den Schanktisch noch nicht erreicht, da traf Kaspar ein Bedenken, das ihn bisher nicht geplagt hatte. „Mein Gott, wartel!“ rief er, „ich habe kein Geld, viel leicht . . .“ er suchte langsam in seinen Taschen.

Das Mädchen rief: „Ich gebe dir's auch sol!“ und seine Augen strahlten nun geradezu vor Glück.

„Ha, ha, ha,“ lachte Kaspar, „doch sieh, ich habe ja. Von der Reise noch. Eine Menge.“

Er zog aus seiner Tasche mehrere Scheine hervor. Die Augen des Mädchens wurden dunkler. Es sagte nichts mehr und brachte ihm zu essen. Kaspar machte sich drüber her. Das Mädchen saß jetzt neben ihm, dicht neben ihm. Ihre Arme berührten sich.

Liebtes Mädchen,“ sagte Kaspar bei sich.

Er aß den Teller leer. Das Mädchen räumte hastig ab und setzte sich schnell wieder zu ihm. Es schaute ihm immer ins Gesicht, und Kaspar lächelte zurück.

„Nein,“ sagte sich das Mädchen, diesen Mund hat noch keine geküßt.“

Dann faßte es nach der Hand des Jünglings, die ihr am nächsten war, nahm sie in ihre beiden großen, gesunden und schönen Hände und strich über ihren Rücken, spielte mit den Fingern und lehnte die Schulter an Kaspars Seite. Kaspar liebte die Hände des Mädchens. Ihr blondes, duftendes Haar glitt an sein Gesicht. Kaspar sog den Geruch ein und lächelte.

„Man ist glücklich bei dir,“ sagte das Mädchen, und seufzte tief und süß dazu.

Kaspar streichelte über ihren Kopf.

„Ich weiß nicht, was das ist,“ fuhr das Mädchen fort. Ihr Kopf lag auf seiner Schulter, und Kaspar lehnte den seinigen gegen ihre üppigen, hellen Haare. Er schloß die Augen in einem Gefühl des Geborgenseins, gemischt mit einer wohligen Ermattung.

„Ja, ich weiß nicht, weshalb,“ wiederholte das Mädchen.

„Ich bin müde,“ sagte Kaspar wie selbstverständlich.

„Willst du schlafen gehen?“ fragte das Mädchen lauernd. (Fortsetzung folgt.)

Die Versteigerung

Skizze von Erich Janke.

Die freundliche alte Frau hatte die Augen für immer geschlossen, die noch im höchsten Alter so lebenslustig in das Kreieren der Menschen geblickt. Sie ruhte draußen unter der Marmorplatte, und die Erben teilten sich in den Nachlaß. Von den fünf Geschwistern hatte bis auf den ältesten Sohn Friedrich eigentlich niemand ein wirkliches Interesse an dem Hausrat, der, durch ein Menschenalter liebevoll zusammengehalten, nun nichts weiter schien als unnützer Ballast für die Ueberlebenden. Wenigstens meinten dies die „andern“, wie Friedrich sie in der Tiefe seines Herzens nannte. Er, der Älteste, jetzt schon selbst fast ein Greis, war seit seines Lebens ein Sonderling in der Familie gewesen. Gerade deshalb hatte vielleicht die Mutter ihn am meisten geliebt und bis zu ihrem Ende mit ihm zusammen gelebt. Sie verstand die eigenen Wege, die er ging. Die künstlerische Ader, seine Begabung zur Malerei, hatte er von ihr geerbt und vor allem den merkwürdigen Zug, statt in der Gegenwart und für die Zukunft zu leben, sich stets in die Vergangenheit zu verlieren, mehr als es für sein Fortkommen gut war. Die sonnige Kindheit und Jugendzeit der Mutter, die ihren Gatten früh verlor, wirkte auf die Erziehung der Kinder ein. Sie wuchsen in Glück und Frohsinn auf, bis der Fortfall der reichlichen Einnahmen durch den Verlust des Vaters die inzwischens Herangewachsenen in das Getriebe des Erwerbenslebens zwang. Sie waren alle etwas geworden, hatten geheiratet und lebten sorgenfrei ihre Tage, aber die Vergangenheit kummerte sie nicht mehr und schien ausgeblüht, als wäre sie nie gewesen. Traß Friedrich mit ihnen zusammen und sprach er von den alten Zeiten, dann ließ man ihn wohl gewähren, aber man lächelte insgeheim über das ewige Kind. So trat allmählich eine feilsche Entfremdung ein, die den Einsamen immer enger an die Mutter ketzte, die alles liebevoll pflegte, was Erinnerung hieß, und es niemals über sich brachte, auch nur ein Stück ihres Besitzes fortzugeben.

Friedrich sah seine Geschwister verständnislos an, als sie ihm Harzsumachen versuchten, der Haushalt müsse nun aufgelöst werden und er selbst, der so gut wie nichts besaß, solle sich bei einem der Geschwister eine Unterkunft suchen. Ein Testament fand sich nicht vor. Gerade dieser Umstand war Friedrich unbegreiflich, denn er wußte, daß die Verstorbene ihm alles zugedacht und für ihn gesorgt haben würde. Er grübelte hin und her, durchsuchte Kasten und Schränke, aber es war vergeblich. Blutenden Herzens mußte er es mit ansehen, wie der Beamte durch die Räume schritt und mit fast verächtlichem Lächeln seine Schätzungen abgab. Gewiß, für die Welt war das alles nicht viel Wert, aber für die Seele des einsamen Mannes waren es unermeßliche Schätze. Nun war alles Vergangenheit geworden, es würde keine Zukunft dafür mehr geben, weil die Bewahrerin dieser sonderbaren Reichtümer sie nicht mehr hegte. Aber obwohl sie selbst fehlte, wäre gerade er in dieser Umwelt, die seiner tiefsten Anlage entsprach, für den Rest seines Lebens noch glücklich gewesen. Es sollte nicht sein, er mußte sich den harten Umständen und dem praktischen Sinn seiner Geschwister fügen.

Der Tag war trübe und regnerisch, als er durch das alte Postor des Hinterhauses schritt, in dem sich der Speicher befand, der seine Schätze bis zur Versteigerung bewahrte. Heute waren sie in das helle Licht des Tages gerückt, das sie so gar nicht zu betragen schienen. Wie verblaßt waren die Farben, wie schadhaft sah so vieles aus, wie peinlich waren die Bemerkungen der bunt zusammengewürfelten Käufersehar, die sich dazwischen dreht machte. Wie frech setzten sich einige diese Frauen in die ehrwürdigen Polsterstühle und betasteten die Gebrauchsgegenstände der Toten, die in ihm lebhafter als je alte Erinnerungen wackten. Die laute Stimme des ausbietenden Mannes schmerzte ihn, bei jedem Hammerschlag suchte er zusammen. Gab es denn keine Möglichkeit mehr, diesem Kreieren ein Ende zu bereiten?

Ein feines, wohlklingendes Klingeln ließ ihn aufhorchen — man setzte eine Reihe schönerformter Römer auf den Tisch, sie tönten leise, als wäre noch ein Klang in ihnen aus den festfreundlichen Tagen, an denen sie bei heiteren Gesellschaften im Hause seiner Mutter die Tafel geziert hatten. Stück um Stück folgte, Silbergerät und Geschirr, Schränke und Stühle, jeder Hammerschlag des Ausbieters zertrümmerte eine Stück seines Erinnerungslebens, es war kaum noch zu ertragen. Er sah im alten Lehnstuhl seines Großvaters und kämpfte mit dem Gedanken, selbst mitzubieten, um wenigstens einiges für sich zu retten.

Da geschah etwas ganz Seltsames — er fuhr plötzlich empor und starrte entsezt auf den großen Tisch. Ein Ton war an sein Ohr gedrungen, ohne Musik und Wohlklang, der ihn aber aufs tiefste erschütterte. Man hatte die alte Nähmaschine seiner Mutter ausgeben, und eine Dieterin setzte das Trethwerk in Tätigkeit, um seine Brauchbarkeit festzustellen. Das Schnurren der Spulen, der eintönige Gang der Räder rief alle Stunden seines Lebens wach, in denen er dies liebe, vertraute Geräusch gehört hatte. Er sah in der abendlichen Winterstunde den Kopf

seiner Mutter über die Maschine gebeugt, wenn die Kinder fröhlich durchfrenen vom Eislaufen zurückkamen und in das wohllich durchwärmte Zimmer traten. Dann hob sich das geliebte Haupt mit den großen blauen Augen, eine feine, ringgeschmückte Hand legte sich auf das größere Seitenrad, um das Gangwerk anzuhalten und gleich darauf rotbädige Wangen zu streicheln. Der Kaffee duftete, die dicken Brotschnitten mit Pflaumenmus lagen bereit. — Kinderglück und Mutterfrieden, nur sechsbunlang erlebte er es wieder, dann bot er mit lauter Stimme mit! Die erste Dieterin wollte sich nicht schlagen lassen, die Gebote jagten sich, andere griffen ein, merkwürdig angejastet durch das aufgeregte Wesen des Mannes, der sich betrug, als ginge es um ein Kleinod von höchstem Wert und nicht um ein abgenutztes Stück. Schließlich folgte ihm niemand mehr, er erhielt den Zuschlag. Die Maschine wurde zur Seite getragen, man flüsterte und lachte, als er wie lieblos über das Rad fuhr und den Werkzeugkasten öffnete. Ein Seitenlästchen ließ sich nicht aufziehen, erst nach langen Versuchen fand er einen zufällig passenden Schlüssel an seinem Schlüsselbund. Er zog — und vor ihm lagen farbige Wollnäuel und ein dichter Haufen blinkender Glasperlen. Er erinnerte sich, wie gern er als Kind darin gewühlt hatte, weil ihn die bunten Farben reizten. Noch in ihren letzten Lebensjahren hatte die Mutter an der Maschine geessen — nun war ihm der starke Eindruck klar, den das laufende Gangwerk plötzlich noch einmal auf ihn machte. Aber auch etwas anderes fiel ihm in die Hände: ein breiter Brief mit der Aufschrift „Mein Testament“ und der Bestimmung „Für meinen Sohn Friedrich“. Seine Hand zitterte, als er das Schriftstück dem Beamten wortlos hinüber reichte. Gleich darauf verkündete eine feierliche Amtsstimme: „Die Versteigerung ist aufgehoben und ungültig, es haben sich nachträglich Bestimmungen über den Nachlaß gefunden, die zuvor geprüft werden müssen. Der Erlös wird zurückgegeben, die Sachen sehen zur Verfügung des Nachlassgerichtes!“

Ein glückseliges Lächeln huschte über die Züge des einsamen Mannes. Er wußte, daß er sich der größten Teil seiner Erinnerungen, vielleicht auch einen sorglosen Lebensabend, erzeigert hatte.

Der großmütige Löwe

Eine orientalische Geschichte von Manfred Ludwig.

Dem mächtigen Sultan Saladin erging es wie einst dem König David. Als er auf dem Dache seines Palastes lustwandelte, erblickte er im benachbarten Garten eine wunderschöne Frau und entbrannte alsbald in heftiger Liebe zu ihr. Es war Fatime, die Gemahlin seines Großveziers Kara Mustafa. Und Neuliches wie einst der Feldhauptmann Urias mußte der Großvezier nun erdulden: Saladin schickte ihm mit einem Erlaß in eine entfernte Provinz seines Reiches.

Darauf begab sich der Monarch unberzüglich zu der schönen Fatime. Aber die Frau erwies sich als klug und mutig. Mit ehrsüchtiger Verneigung empfing sie den Gewaltigen: „Vermähnt der Löwe nicht eine Spelze, an der sich schon der unreine Hund gefäßtigt?“ Den Sultan entwarfnete diese Kühnheit. Er stand betroffen; dann entfernte er sich wortlos und in überhärtigster Eile.

Nun hatte aber der Großvezier den Erlaß seines Herrn mitzunehmen vergessen. Schleunigst kehrte er in sein Haus zurück. Doch wie erkannte er, als er im Vorgemach seiner Frau die goldenen Pantoffel stehen sah, die der Sultan dort zurückgelassen hatte. Er glaubte alles zu durchschauen, aber er betriet seinen Argwohn nicht im geringsten.

Als Kara Mustafa jedoch seine Dienstreise beendet hatte und sich wieder bei seiner Frau einfand, da schwindelte er ihr vor, der Sultan habe ihm zur Belohnung für den so glücklich erlebigen Auftrag einen neuen Palast geschenkt, den er nun mit den Möbeln seines alten Hauses ausstatten wolle. Fatime möge sich daher — um der Unordnung zu entgehen — zu ihren Eltern begeben.

Die junge Frau gehorchte, ohne zunächst den leisesten Verdacht zu schöpfen. Als aber die Tage verstrichen, ohne daß der Gemahl sich blicken ließ, schickte sie ihren Vater zu Kara Mustafa. Doch dieser antwortete dem Alten ausweichend; er stellte ihm anheim, beim Sultan über ihn Klage zu führen.

Fatimes Vater war recht vorsichtig, als er vor Saladin trat. Er sprach zu ihm: „Beherrscher aller Gläubigen! Deinem Großvezier habe ich einst einen wunderschönen Garten vermietet. Aber Kara Mustafa hat ihn seiner prächtigsten Blumen beraubt und will ihn nun, den Vertrag brechend, wieder an mich zurückgeben.“ Darauf erwiderte der Großvezier, der dieser Unterredung beimohnte: „Wohl würde ich mich gern auch weiterhin dieses köstlichen Gartens erfreuen. Aber ich habe die Fußspuren eines Löwen darin entdeckt. Ich kann an solch gefährlichem Aufenthalt keinen Gefallen finden.“

Der Sultan verstand. „Kehre in den Garten zurück, Kara Mustafa!“ sprach er zu seinem Großvezier. „Der Löwe hat darin keine einzige Blume gekniet; er soll ihn auch nicht wieder betreten.“

Paul Wiegand, der Unglücksmensch

Gumoreste von Wilhelm Cremer.

Es war merkwürdig, wie sehr Paul Wiegand von seiner Geburt an vom Unglück verfolgt wurde. Schon als Säugling gelang es ihm auf unbegreifliche Weise, eine Streichholzschachtel und seine Wiege in Brand zu setzen. Er konnte kaum kriechen und verbrannte sich doch schon jämmerlich in einer Wanne heißen Wassers, in die er hineingeplumpft war. Seine ersten richtigen Gehversuche endeten ein Stockwerk tiefer, wobei der gute Onkel Adolf, der gerade die Treppe hinaufgehen wollte, ebenfalls hinfiel und sich ein Bein brach.

Paul wurde die Verzweiflung seiner Eltern und die Freude aller Handwerker, denn in keinem anderen Hause gab es so viele Reparaturen, Gasexplosionen, zerbrochene Echerben und zertrümmerte Möbel. Er verursachte seinen Lehrern graue Haare, und besetzte ganze Familien in Leid und Betrübniß, wenn ihre Kinder mit in seine Unglücksfälle verwickelt wurden. Nie hat ein Schulknabe so oft im Lokalbericht der Zeitung gestanden wie Paul Wiegand.

Später wurde er Tischlerlehrling und machte bald seinen Meister zu einem wohlhabenden Manne, indem er ihm die alte, baufällige, aber hoch verzierte Möbelfabrik durch eine Ungeschicklichkeit dermaßen in Brand setzte, daß auch nicht ein Stein davon stehen blieb. Er versuchte sich dann als Kaufmannslehrling, und sein Lehrherr konnte schon nach drei Monaten durch all das von Wiegand angerichtete Unglück einen plägenden Bankrott anmelden und sich als Rentner ins Privatleben zurückziehen.

Aber seinen eigentlichen Beruf erkannte er erst, als er der Aufführung des Trauerspiels „Verratenes Liebe“ durch eine reisende Theatergesellschaft beiwohnte. Er weinte vor Rührung, brachte eine schlaflose Nacht mit dem Deklamieren von Schiller'schen Gedichten und ging am nächsten Tage zum Direktor mit der Bitte, ihn als Mitglied seiner Truppe aufzunehmen. Außerdem hatte er sich auch in Fräulein Lilly verliebt, die unglückliche Gelbin des Trauerspiels.

Der Direktor, ein weiser, vielgeprüfter Mann, der den Grundsatz hegte, nie etwas auszuschlagen, was ihm das Schicksal in den Weg führte, erkundigte sich zunächst nach den Vermögens- und Garderobenumständen des jungen Mannes, und als er hörte, daß er über drei Anzüge und einen Frack verfügte, erkannte er sofort, daß er nunmehr auf den Grad hin ein paar moderne Gesellschaftsstücke in seinen Spielplan aufnehmen könnte. Er beglückwünschte daher Wiegand zu seinem Entschluß, nannte ihm die Namen verschiedener berühmter Mimiken, die alle bei ihm gelernt hätten, und verpflichtete ihn als jugendlichen Helden zu einem Gehalt, über dessen Höhe er sich nicht weiter verbreitete. Zugleich nahm er ihm hundert Mark ab für besonderen dramatischen Unterricht, den er ihm erteilen wollte.

Dreimal trat Wiegand als Schauspieler auf, und diese drei Abende waren die aufregendsten, die sein tiefbetrübler Direktor in den langen Jahren seines Umherziehens erlebt hatte. Zwar war das Feuer, mit dem der neue jugendliche Liebhaber über die Bühne raste, so hinterrückend, daß die Zuschauer in Staunen und Begeisterung gerieten, und er selbst kam auch jedesmal mit blauen Augen und leichten Quetschungen davon. Aber als er am dritten Abend bei einem Sturz ins Orchester die Baßgeige vollständig zertrümmerte und Schauspieler wie Musiker sich einhellig weigerten, unter so lebensgefährlichen Umständen weiter zu spielen, hielt es der Direktor doch für geraten, diesem allzu leidenschaftlichen jungen Manne eine weniger bedenkliche Tätigkeit anzubieten, indem er ihm das Bettelverteilen, Plakatanschlagen und ähnliche Dinge überließ.

Und wer weiß, wie Wiegands Schauspielerlaufbahn noch geendet hätte, wenn nicht Fräulein Lilly plötzlich nach Berlin durchgebrannt wäre, wo ihr ein Freund eine Stellung an einer modernen Versuchsbühne verschafft hätte. Ihren jemand an Anbieter nahm sie mit, und er durfte sogar für sein letztes Geld die gemeinsamen Reisekosten bezahlen. Er war übrigens sehr glücklich, obgleich er auf einen Teil seiner Garderobe, den der Direktor in Verwahrung hatte, und auf den im voraus bezahlten dramatischen Unterricht verzichten mußte.

Aber wie nun die Damen beim Theater manchmal sind, Fräulein Lilly besaß wenig Verständnis für die tiefe Liebe ihres Reisebegleiters. Sie wollte sich wohl einen besonderen Spaß mit ihm machen, und so erzählte sie in Berlin ihrem neuen Direktor, Wiegand sei ein humoristisches Genie, er verfüge über eine verblüffende komische Eigenart und habe überhaupt ein ganz besonderes Glück auf der Bühne.

Der Direktor sah sich Herrn Wiegand an und bekam plötzlich einen Einfall. Für ein von ihm erworbenes, unerhört modernes Drama brauchte er eine erste Kraft, etwas ganz Neues, Ueberwältigendes. Zwar hatte der Verfasser das Stück als Tragödie eingereicht. Aber was verstand solch ein Dichter von der Bühne? Warum sollte dieses Stück nicht als Lustspiel, als Satire, als Burleske aufgeführt werden? Dieser junge Schauspieler, der so verrückt traurige Grimassen schnitt und so komisch ächzte und stöhnte, mußte den Erfolg des Abends machen.

Und er machte ihn! Schon sein bloßes Erscheinen auf der Bühne erregte eine Heiterkeit und ein Lachen, das den ganzen Abend über nicht mehr aufhörte. Wie er gleich bei seinem Auftreten auf dem Teppich stolperte und über die ganze Bühne stürzte, wie er einen Tisch, zwei Stessel und vor allem die übrigen Darsteller mit in seinen Fall verwickelte, das war einzig, das war unanachronisch.

Und erst das eigentliche Spiel Wiegands, diese so natürlich dargestellte Hilflosigkeit, das scheinbar so unbedolfsene Stammeln, die Ironie der Gebärden und Grimassen — das Publikum raste vor Vergnügen.

Am nächsten Tage gab es drei Berühmtheiten in Berlin. Erstens und vor allem Paul Wiegand, den großen komischen Darsteller. Dann den jungen satirischen Dichter, der sich in einer unübertrefflich komischen Eingabe an die Zeitungen dagegen verwahrte, daß sein Stück auch nur im geringsten ironisch gemeint sei. Schließlich den Direktor selbst, dem seine bisherigen Gläubiger ein Automobil und eine Villa im Grunewald zur Verfügung stellten.

Heute ist Paul Wiegand einer der größten Charakterkomiker. Seine Honorare sind fabelhaft. Allerdings besitzt sein Humor, wie bekannt ist, etwas Rücksichtsloses, Gewalttames. Wie ein Orkan rast der Wime über die Bühne, sämtliche Mitspieler sind mit hohen Sägen in der Unfallversicherung, und selbst das Publikum wird mitunter in Mitleidenschaft gezogen.

Aber wer fragt danach, wenn man das Glück hat, Paul Wiegand spielen zu sehen?!

Eingegangene Bücher

Besprechung vorbehalten.

Ein Mädchen reißt ins Glück. Ein humoristischer Roman von Friedrich Frefsa. Sieben-Stäbe-Verlags- und Druckerei-G. m. b. H., Berlin-Zehlendorf. Gebunden 5,50 M.

Zeitschriften.

Westermanns Monatshefte, September-Heft. Aus dem Inhalt: Madame Kolibri, Roman von Werner v. d. Schulenburg. Franz Lürde, von Fritz Bilshagen. Marius und Dommel's Fabrik ins Moor, von Waldemar vonfels. Saarland, das Treupland des Völkerbundes, von Dr. Joseph W. Fakhbinder. Deutschland und der Weltluftverkehr, von Hauptmann Wulf Wieg. Verklärung, Novelle von Heinrich Kiliensein. Robert Breyer, von Friedrich Düsel. Juan Castillo, Erzählung von Georg v. d. Gabeleus. Die Zuderkrankheit, von Dr. W. Schweisheimer. Bei Mahatma Gandhi im Askram Sabarnati von Heinrich Gaußding. Fauler Friedrich von Max Jungnidel. Seelenvolle Wohnhäuser, von Boris Frhr. von Münchhausen. Othmar Schred, von Hans Condi. Kurt Wendler und seine Stoffmalereien, von Franz Servaes. Vom sieghaftesten Muskelspiel, von Roland Wettsch. Verlag von Georg Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg.

Im September-Heft der „Literatur“ (Herausgeber Ernst Heilborn, Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin) veröffentlicht Alexander Valbus unter der Ueberschrift „Rückkehr des deutschen Katholizismus ins Exil?“ den zeitgeborenen Aufsatz, der sich mit den vielfachen Klagen beschäftigt, die jüngst katholischerseits über die Unterdrückung zukunftsreicher katholischer Talente durch die katholischen Mäxer laut werden. In durchaus ruhigem und würdevollem Ton setzt sich Valbus mit diesen Klagen auseinander und gelangt zu dem Resultat, daß die in seinem Aufsatz aufgeworfene Frage getrost verneint werden könne. Er fährt dann wörtlich fort: „Das Tragische freilich, daß sich der Kampf der Jungen nicht gegen die Kirche, sondern einzig und allein um die Kirche dreht, wird von dieser Einsicht nicht berührt. Deshalb aber gerade heißt es für die juristischen Inhaber der Autorität achtgeben, daß ihr die Besten nicht verlorengelassen, und dafür sorgen, daß jenes böse Wort keinen Sinn erhalte, nach dem man als Beweis für die göttliche Herkunft der Kirche die Tatsache anführt, daß sie zweitausend Jahre den Stürmen der Zeit widerstand — trotz ihrer Mäxer.“ — Das interessante Heft der „Literatur“ ist des weiteren eingehend Fragen über die Kritik gewidmet. Die Wertstellung der Kritiker versucht Emil Krieger auf Herberscher Grundlage; Ernst Lissauer weist in einem Aufsatz nach, in welcher Weise die Buchkritik in den Zeitungen ein-drucksvoller zu gestalten wäre; die Theaterkritik und ihre Wirkung auf Dichter, Bühnenleiter, Schauspieler und Publikum beleuchtet Fritz Kröllner; Aufsätze von Werner Lür über Rosa Mahreder (mit autobiographischer Glosse), von Prof. Robert Petsch über Schaeffer's Obhsee-Uebersetzung und eine lustige Charakteristik der großen italienischen V Annunzio-Bibliographie durch Otto Hoff sind aus dem reichhaltigen Inhalt weiter hervorzuheben.

Zu beziehen durch die Buchhandlung des Waisenhauses, Steinweg